Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 115 (2021)
Heft: 12

Artikel: Leben lieber inkonsequent
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-965969

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

← Zur Bildstrecke

Das Recht auf Menschenrechte: Auch in der Schweiz haben Menschen im Freiheitsentzug oft nicht ausreichend Zugang zum Recht. Das Kollektiv #BigDreams richtet den Scheinwerfer mit der Bildstrecke in diesem Heft genau auf diese Thematik.

#BigDreams ist ein diverses Kollektiv von Künstler*innen, Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen, die sich seit anderthalb Jahren mit Brian, dem bekanntesten Häftling der Schweiz, auseinandersetzen. #BigDreams hat ein neues Bühnenstück im Medientheater um Brians Fall eröffnet. Dieses Mal folgt das Skript aber nicht der Dramaturgie der Boulevardpresse. Brian selber ist Mitglied von #BigDreams, alle Formate wurden gemeinsam mit ihm konzipiert und umgesetzt.

Wie kann und muss eine demokratische Gesellschaft auf Menschenrechtsverletzungen im Freiheitsentzug reagieren? Dieser Frage geht das Projekt #BigDreams mit den Mitteln der Kunst in fünf Akten nach. Der dritte Akt, *Swiss Quality Torture,* handelt von Brians Haftbedingungen und seiner Isolation von der Aussenwelt und weshalb das als Folter qualifiziert werden kann. Dazu gehören eine Installation auf öffentlichen Plätzen in Kooperation mit dem Theater Neumarkt in Zürich, eine Ausstellung im Helmhaus Zürich und Diskussionen, unter anderem mit dem UNO-Sonderberichterstatter für Folter. Und dazu zählt die Bildstrecke von #BigDreams auf den Seiten 2, 11, 12, 27 und 28 in diesem Heft.

○ bigdreams.ch

Anstoss!

Leben lieber inkonsequent

Anonym

Vor ein paar Wochen hatte ich mein erstes Social Bashing. Klingt irgendwie sportlich, oder? War es auch! *Social Bashing* bezieht sich auf das zielgerichtete, andauernde und sich wiederholende Beleidigen, Verunglimpfen und Diffamieren einer bestimmen Person durch eine oder mehrere Personen über soziale Medien. Auch sich eine fremde Identität im Internet anzueignen oder andere Personen unter falschen Namen zu belästigen, fällt unter diesen Begriff. Ähnlich wie Mobbing kann Social Bashing als eine Form von Machtausübung gelesen werden, wobei Gruppendynamik eine entscheidende Rolle spielt. Es muss nicht immer zwingend ein Grund vorliegen, warum eine Person Zielscheibe von Social Bashing wird, allerdings sind oft soziale Stigmata wie beispielsweise Übergewicht, religiöse Überzeugungen oder Identitätsmerkmale der Ausgangspunkt.

In meinem Fall gab es einen Grund. Es ging einmal mehr darum, erklären zu müssen, dass es keinen umgekehrten Rassismus (also Rassismus gegen *weisse* Menschen) gibt. Natürlich musste ich mit *White Fragility* rechnen, also mit dieser defensiven Abwehrhaltung von *weissen* Personen, wenn sie mit Kritik an rassistischen Strukturen konfrontiert sind. Aber mit so viel Resistenz und Unbehagen, wenn es um Rassismus und Ungerechtigkeit geht, hätte ich nicht gerechnet. Noch verstehen anscheinend viele nicht, dass *Weiss*sein (in diesem Kontext) eine Verortung in der Gesellschaft meint und keine Hautfarbe. Wenn Rassismus als System zur Privilegierung *weisser* Menschen verstanden werden kann, dann gibt es umgekehrten Rassismus systemisch, institutionell und historisch nicht. Auch Menschen mit heller Hautfarbe können Rassismus und Diskriminierung erfahren, ja – aber: Meistens, historisch zumindest, geschieht das aufgrund ihres Migrationserbes

und nicht aufgrund ihres «*Weiss*»seins. So ist also vor einigen Wochen ein bedenklich unsachlicher, auf fragiler Defensivhaltung aufbauender, tiefgehender Streit entfacht worden, mit dem einzigen Ziel, persönliche Verletzungen offenzulegen.

Sobald ich meinen Unmut ausgedrückt hatte, wurde ich daran erinnert, dass es «schlimmer sein könnte». Aber wie soll ich ihn denn meistern können – diesen emotionalen Spagat, die soziopolitischen Realitäten, die mich umgeben und frustrieren, benennen zu wollen und gleichzeitig ständig dankbar und glücklich sein zu müssen? Denn angeblich bin ich Letzteres nicht, sobald ich mich über Missstände äussere. Mal ganz abgesehen davon, dass diese Aussage keiner Logik folgt, fragte ich mich, während ich wiederholt meine Positionen verteidigen musste, warum mir gerade bei diesem Thema so viel unkritischer Widerstand entgegenkam. Ist es diese scheinbare Transparenz, die das neoliberale Selbst vorgeblich zur (Selbst-)Optimierung braucht, die uns vor emotionalen Grenzgängen verschliesst und uns defensiv werden lässt, wenn etwas an unserem Selbstbild kratzt? Ich persönlich tanze oft zwischen emotionaler Nähe und Distanz. Deshalb wird mir gerne vorgeworfen, inkonsequent zu sein. Als sei Beständigkeit etwas, das unbedingt kultiviert werden müsste. Ich frage mich also: Warum dürfen wir heute nicht mehr unbeständig, wütend und frustriert sein? Nur schon diese Frage zu stellen macht mich anscheinend zu jemandem mit zu hohen Ansprüchen. Oder «zu sensibel» und nicht imstande, mich «aufs Positive» zu konzentrieren.

Sei einfach «happy», dass es nicht so ist wie früher, meinten einige in der Auseinandersetzung. Aber das bin ich nicht. Ich bin ehrlich gesagt auch nicht wütend, eher «bluesy» und sehr, sehr müde, mich deswegen verteidigen zu müssen. Ausserdem habe ich festgestellt, dass es mich immer mehr Kraft kostet, mich auf die Dinge zu konzentrieren, die mich glücklich machen, solange mir gesagt wird, ich solle die Dinge, die mich bedrücken, verdrängen.

Also, ich bin nicht wütend. Sondern «bluesy». Und mein Blues gehört mir. Er ist nicht persönlich gegen dich gerichtet, sondern gegen all das um uns herum. Das würde ich am liebsten all denen sagen, die von mir «etwas Geduld» verlangen. Aber ich merke, dass sich die Leute echt stark zu echauffieren scheinen, wenn ich ihre persönlichen Angriffe nicht persönlich nehmen will. Vielleicht liegt es daran, dass wir inmitten einer globalen Pandemie, in Debatten um Klimawandel und Umweltverschmutzung und in der Umformung alter Denkmuster stecken; aber mir scheint, als sei mein erlebtes Social Bashing Ausdruck davon, dass vielen vieles zu viel geworden ist. Unsere Welt ist ein komplexer Ort und fühlt sich zurzeit ziemlich bedrohlich und bedroht an. Zu viel Kritik hat noch nie jemandem geholfen. Toxische Positivität oder der starre Fokus aufs Positive aber auch nicht. Sie können dazu führen, alles abzulehnen, das negative Emotionen hervorbringen könnte – was unmittelbar zur Verschleierung von Ausbeutungs- und Machtverhältnissen führt. In queerfeministischen Theorien gibt es den von der Kulturwissenschaftlerin Sara Ahmed geprägten Begriff der *Feminist Killjoy*. Damit ist eine feministische «Spassbremse» gemeint, die sexistische und rassistische Strukturen benennt.

Auch wenn mein erstes Social Bashing ermüdend war, bin ich nun umso mehr davon überzeugt, dass ich meine Emotionen nicht unterdrücken will, nur um Konfrontationen zu meiden. Ich glaube, dass dies auf lange Sicht weder gesund noch nachhaltig wäre. Ich werde also weiterhin meinen Blues teilen. Vor allem wenn es darum geht, die Art, wie wir über Dinge denken und sprechen, in Frage zu stellen. Ich will weiterhin eine Spassbremse sein, wenn es sein muss. Ich will keine Angst vor Veränderungen haben, nur weil sie sich mühsam anfühlen. Wenn ich dadurch undankbar, unbeständig oder anstrengend wirke, dann ist das halt so. ●

○ Die Autorin ist Mitglied von Bla*Sh, dem Netzwerk für Schwarze Frauen in der Schweiz. Sie möchte anonym bleiben.